

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 87 (2007)
Heft: 1-2

Artikel: Dass wir hier Gedichte geschrieben haben : unglaublich : der ungarische Lyriker György Petri
Autor: Por, Péter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-167738>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

György Petri gehört zu den führenden ungarischen Lyrikern des vergangenen Jahrhunderts. Wir drucken eines seiner letzten Gedichte, hier erstmals ins Deutsche übersetzt, sowie eine Annäherung an sein Leben und Werk von Péter Por.

Dass wir hier Gedichte geschrieben haben: unglaublich

Péter Por

In einem seiner frühen Gedichte hat der ungarische Dichter György Petri die Zeile geschrieben: «*Dass wir hier Frauen geliebt haben: unfassbar.*» Die Zeile ist ungemein stark (besonders, wenn man seine grosse Schwäche gegenüber Frauen kennt und weiss, dass er sie stets ins Glück und ins Unglück stürzen liess) – sie mag aber wohl eine noch stärkere «Erklärung» (dies war der Titel des ersten Bandes: «Erklärungen für M.») mitenthalten: «*Dass wir hier Gedichte geschrieben haben: unglaublich.*»

Petri war ein Ich-Poet, der leidenschaftlich erregt war durch den Beruf und in einem poetisch-göttlichen Diskurs ewige Gefühle empfinden und Wahrheiten sagen wollte. Doch bevor er überhaupt den ersten Buchstaben aufs Papier gebracht hatte, hatte er längst erkannt, dass es in der Welt, in der er lebte, seit langem keinen göttlichen Beruf mehr gab, ja seit langem kein Gefühl mehr aufrichtig sein konnte, keine Erkenntnis mehr richtig, kein Diskurs mehr authentisch, und noch schlimmer: kein Wort mehr wahr. Man irrt sich nicht gänzlich, wenn man diese verbitterte poetische Haltung auf die Zeitgeschichte zurückführt. Gemeint ist jener laue Kompromiss, der das Leben Ungarns in den 60er und 70er Jahren (Warndaten: 1956 Budapest, 1968 Prag) regelte und der sich als ebenso wirksam wie verderblich erwies. Der Bevölkerung wurde ein gewissermassen bequemer oder zumindest ungestörter Alltag gewährt, doch um den Preis einer unnachsichtig erzwungenen Amnesie, mit deren Hilfe die totale Illegitimität der herrschenden Verhältnisse ausgeblendet wurde. «*Weich sammelt sich der Schmutz der Zeit*» – eine der seltenen Formeln Petris, in denen er direkt auf diesen Kompromiss-Zustand anspielt. (Anzumerken ist,

dass nach den fürchterlichen Erfahrungen der erwähnten Warndaten der Kompromiss weit und breit als Erleichterung wahrgenommen wurde.)

Indessen ist Petris Grösse keineswegs als tapfere Ablehnung eines widerlichen Zustands zu begreifen (selbst wenn er, rein biographisch gesehen, zu den Begründern der ungarischen Dissidentenbewegung gehört). Sein lyrischer Diskurs steht dem T.S. Eliots viel näher als dem Brechts: er hat nie irgendeine Gemeinschaft angesprochen oder gar herauftoben, sondern er hat die «Erklärungen» eines Dichters verfasst, der gerade deshalb zur Einsamkeit prädestiniert ist, weil er wie kein anderer um die Vergeblichkeit jeder «Erklärung» weiss – ob diese sich nun eher als gedankliche «Erkenntnis» oder als gefühlsmässige Leidenschaft aussert. Er mochte auf die Texte grosser Vorbilder, auf Catull und Platen anspielen, jedoch immer, um hervorzuheben, dass diese ungültig geworden seien. Noch breiter gefasst: Petri hat stets auf die grosse Tradition des ideologisch inspirierten lyrischen Spruchs angespielt, um hervorzuheben, dass sie verloren ist; hinter – oder besser, vor – seiner Lyrik steht die Erfahrung eines allbestimmenden Verlustes. Man lese neben der eingangs zitierten Zeile zwei Sprüche unter vielen anderen: «*Was wird aus mir / hier auf dieser verpockten Felsspitze, / auf dem zermalmenden Zahn des Todes?*» und: «... *Unser Leben ist lächerlich. Die Details verhöhnen / das Ganze des Wollens.*» (Diese letzte Aussage findet sich in einem Gedicht, das Kleists Andenken gewidmet ist.)

Wie die kommunistische Macht diese unbegrenzte Skepsis wahrgenommen hat, die sie eigentlich am stärksten und tiefsten treffen musste, soll hier nicht erzählt werden. Als der Band «Erklärungen für M.» 1971 erschien, waren die Regeln bereits genügend konfus, um die Behörden straucheln zu lassen. Nach der Veröffentlichung stellte sich Petri sozusagen selbst ins «Aus», engagierte sich in der Dissidentenbewegung und verfasste immer häufiger offene Satiiren, die nirgends legal publiziert werden konnten. (Dazu muss der Ästhet allerdings anmerken, dass sie nicht alle auf der Höhe von Petris früherer Lyrik stehen.)

Es kamen die Jahre des *fin de régime* der kommunistischen Herrschaft und schliesslich ihr Fall. Dem verpönten Dichter wurde nun endlich Ruhm und Ehre zuteil. Es kam aber auch, was kommen musste (musste – weil Petri sein Leben wie besessen heruntergebrannt hatte, ununterbrochen rauchend und masslos trinkend): die Todeskrankheit. Und wie zum erneuten Beweis für die bekannte Perversion der künstlerischen Inspiration, jetzt, im Wissen um die unwiderufliche Verlorenheit, stieg seine Lyrik zu einer neuen Höhe auf. Er war ja schon immer ein philosophischer Dichter gewesen – Philosophie nicht im Sinne blosser Ausbildung (auch wenn er über die ebenfalls verfügte), sondern der steten gedanklichen Distanz gegenüber allen Erfahrungen, auch der eigensten; er war ein philosophischer Dichter in der Tradition von Horaz und Kavafis. In derselben Haltung, mit demselben Geist hatte er nun

seine eigene Zersetzung, sein eigenes nahes Verschwinden zu erkennen und zu erklären.

Seine Gedichte wirken wie rezitative Diskurse, in denen er das furchtbare Leiden, aber auch die unverkennbare Hinfälligkeit seines Ich-Helden – und besser, seines Ich-Aberhelden – darlegt und auslegt. Das Wort «Held» ist dem Gedicht «Proton» entlehnt, das ich für das wohl grösste seines lyrischen Werkes halte. Es werden in ihm zwei unterschiedlich hinfällige «Held»-Gestalten einander gegenübergestellt: die Gestalt des ehemaligen Priester-Professors, der so unbestechlich genau um seinen «Platz» in Gottes Welt wusste, dass er gegenüber allen anderen Haltungen blind war, und die Gestalt Petris eigenen ehemaligen Ichs, das gegenüber allen geschlossenen Haltungen so blind war, dass es seitdem nur auf schlimmen Wegen seinen Platz auf dieser Welt suchte. Dennoch, in dem enttäuschten – französisch würde man *désenchanté* sagen – (mitgedeutet ist: entgliederten) Rezitativ, das sich nicht kontinuierlich, ja nicht einmal nur in Worten ausdrückt, kommt ein hochlyrischer Text zustande. Goethes berühmtes Syntagma über seine «Iphigenie auf Tauris» – «*verteufelt human*» – würde ich hier am liebsten mit «*verteufelt lyrisch*» paraphrasieren.

Petri hatte verfügt, dass sein Begräbnis fern von Budapest stattfinden sollte. Er wollte nicht, dass es zur Pflichtübung offizieller und nichtoffizieller Gaffer verkäme. Am Ende des Begräbnisses wurde, so wie er es wünschte, das erste Lied aus Schuberts «Winterreise» gespielt: «*Fremd bin ich eingezogen / fremd zieh' ich wieder aus.*» Er war «fremd» – uns fällt es zu, ihn zu verstehen.

Das Gedicht «Proton» wurde aus dem Ungarischen von Péter Por & Zsuzsanna Gahse übersetzt.

PÉTER POR lebte von 1947 bis 1979 in Ungarn. Der habilitierte Literaturwissenschaftler ist Mitarbeiter des Centre national de la recherche scientifique.

György Petri

1943 geboren in Budapest.
1961 bis 1966 Studium der Philosophie in Budapest.
1975 bis 1988 Publikationsverbot wegen seiner Aktivitäten in der demokratischen Opposition.
1981 bis 1985 Redaktor der Untergrundzeitschrift «Beszélő». ab 1989 Mitglied des Redaktionsausschusses der Literaturzeitschrift «Holmi».
2000 gestorben in Budapest.

Der Lyriker und Übersetzer konnte lange Zeit nur im Untergrund oder im Ausland publizieren. In deutscher Übersetzung erschienen unter anderen:

«Vorbei das Abwägen, vorbei die Abstufungen». Zürich: Ammann, 1995.
«Schöner und unerbittlicher Mummenschanz». Frankfurt a. Main: Suhrkamp, 1989.
«Zur Hoffnung verkommen». Frankfurt a. Main: Suhrkamp, 1986.

Proton

von György Petri

Jetzt gehe ich fort,
fort von den Lebendigen.
Ob als Sandkorn oder Strahl,
wer weiss schon! Ich habe kein
grosses Vertrauen in die
Metapher der modernen Physik.
Wie ein Held hatte Herr Szalmási Heisenberg
bekämpft und Einsteins Meinung vertreten,
wonach Gott kein Würfelspieler sei.
Vor Jahren wurde er ausgesiedelt, als Priester
so wusste er sicher besser als ich,
wo der liebe Gott zu finden sei.
«György, kleiner György», sagte er mir,
«leg das schnell wieder hin.» Ich hielt ein Kruzifix
in der Hand und tanzte wild nach Art der Indianer.
Dann wurde es totenstill. (Hinzufügen sollte
ich, dass wir zuvor bei Jeney in der Beiz
ganz schön was geladen hatten, Wein und so.)
Den Professor Szalmási nannten wir Proton,
und einmal, bestens gelaunt, hängten wir
Kondome auf die Stahlstangen im Physiksaal.
Bei der Matura gab es etwas von historischer Bedeutung.
Der Professor bat mich,
eine Sinus-Kurve zu zeichnen,
und ich, schön trotzig, zeichnete eine Linie
mit vielen auf- und absteigenden Quadraten:



Ich hielt mich für einen Helden. Der Professor
betrachtete mein Werk und fragte: «Haben Sie schon
etwas von der Poisson-Dispersion gehört?»
Ein Poisson sei entweder ein Fisch
oder aber Gift, erwiderte ich.
Und er darauf: «Kannst an deinen Platz zurück, György».
Er ist schon tot, und ich versuche, meinen Platz
zu finden.¹

¹ Proton liess uns schonungslos durchfallen, und wir mussten Nachprüfungen machen. Wir straften ihn, indem bei der Abi-Feier er allein keine Blumen überreicht bekam. Der alte Mann spürte den ungerechten Hass gegen sich und sagte: «Um diese Zeit gehe ich schon schlafen. Amüsiert euch gut.»